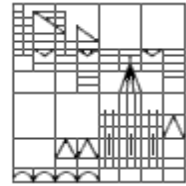


Universität Konstanz



Philosophische Fakultät
Fachgruppe Literaturwissenschaft

Prof. Dr. A. Todorov

Die Entwicklung der Schweizer Nationalliteratur am Beispiel Gottfried Kellers

Magisterarbeit von

Donat Ledergerber

Strickweg 3
CH-9533 Kirchberg SG
+41 71 931 53 52

1. September 2004

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	2
1. Was ist Nationalliteratur?	5
1.1 Die Begriffe „Volk“ und „Nation“	7
1.2 Eine Literatur für eine Nation	10
1.3 Nationalliteratur in der multinationalen Schweiz	11
2. Gottfried Keller	16
2.1 Eine kurze Biographie Kellers	17
2.2 Der politische Keller	22
3. Schweizer Identität erschreiben	29
3.1 Die Zürcher Novellen	30
3.1.1 <i>Hadlaub</i>	31
3.1.2 <i>Der Landvogt von Greifensee</i>	35
3.1.3 <i>Das Fähnlein der sieben Aufrechten</i>	38
4. Nationaldichter wider Willen (Schlussfolgerungen)	43
Literaturverzeichnis	47

Vorwort

Modern ist es bestimmt nicht, von Nationalliteratur zu schreiben. Es hat etwas Verstaubtes, ja sogar fast Anrüchiges, von nationaler Identität oder nationalem Bewusstsein zu sprechen. Wir alle wollen doch lieber weltoffen sein, Grenzen abbauen, statt in Grenzen denken, lieber aufeinander zugehen, statt sich gegenseitig abzukapseln. Sicher ein faszinierender Gedanke, das alte Nationalstaaten-Denken abzulegen und künstlich geschaffene Schranken wegzuräumen.

Und doch kommen wir immer wieder auf den Begriff der Nation zurück. Auch an Orten, wo wir es nicht eigentlich erwarten würden, spielt der Begriff immer wieder wichtige Rollen. Kürzlich spielten in Portugal die Nationalteams um die Europameisterschaft, und vor jeder Begegnung wurden die Nationalhymnen gespielt. Ungeahnte nationale Gefühle kommen hoch, wenn das eigene Team die nationalen Farben vertritt. Auch an Olympia eben gerade wieder in Athen konnte man dieses Phänomen des längst verloren geglaubten und plötzlich wieder aufkommenden Nationalgefühls beobachten. Auch wenn dies eine etwas undefinierbare Mischung aus Politik, Sport und Gesellschaft ist, so verrät es vielleicht doch das heimliche Bedürfnis nach Zugehörigkeit.

Wahrscheinlich kennen wir alle dieses Gefühl, auch wenn wir es nicht so ganz definieren und manchmal schlecht verstehen können. Aber woher kommt das Gefühl dieser Zusammengehörigkeit? Es hat seinen Ursprung in der gemeinsamen Geschichte, dem gemeinsamen Lebensraum und bestimmt auch in der gemeinsamen Sprache. Und wenn ein Zusammenhang zwischen Sprache und Nationalität besteht, dann hat gewiss auch die Literatur einen bestimmten Einfluss auf das nationale Selbstverständnis. Aber gerade hier wird es in einem multinationalen Kleinstaat wie der Schweiz schwierig. Die Schweiz hat weder eine gemeinsame Sprache noch eine wirklich gemeinsame Geschichte, und der Lebensraum ist ebenfalls durch Gebirge und Gewässer stark

gegliedert. Ob in diesem Fall die Literatur nationale Einheit bilden kann, ist wohl mehr als fraglich.

Fragen wir Schweizerinnen und Schweizer nach ihrer Nationalliteratur, so wird ganz bestimmt in erster Linie Schillers *Wilhelm Tell* genannt. Eigentlich merkwürdig, dass eine historisch nicht belegbare Figur in der literarischen Ausarbeitung eines deutschen Dichters die Schweizer Identität ausmachen soll. Kommt dazu, dass Schiller weder eine besondere Beziehung zur Schweiz hatte noch diese besonders gut kannte, war er doch Zeit seines Lebens nie selber dort. Nur anhand von Angaben seines Freundes Goethe und nach akribischen Nachforschungen entstand ein Werk, das bis heute so starke Auswirkungen auf das nationale Bewusstsein der Schweizerinnen und Schweizer hat, dass es sogar Spuren und Gedenkstätten in der Landschaft hinterliess. Aber kann ein Werk Nationalliteratur sein, wenn weder Protagonist noch Dichter einen realen Bezug zur Nation haben? Und wenn ja, gründet dann nicht die ganze Idee der nationalen Identität auf einem Schwindel?

Überhaupt haben wir Schweizerinnen und Schweizer es nicht einfach mit der nationalen Identität. Als 14-jähriger Pfadfinder nahm ich dazumal an einem schweizweiten Pfadfinderlager, dem sogenannten „Bundeslager“ teil. Ich erinnere mich noch gut an die Aufregung unter unseren welschen Pfadfinderkollegen aus der Romandie, weil die Organisatoren die Bezeichnung „Bundeslager“ als „Camp National“ ins Französische übersetzt hatten. Ob denn die Deutschschweizer nicht wüssten, dass die Schweiz aus vier verschiedenen Nationen bestehe, wurde argumentiert. Diese kleine Anekdote zeigt doch immerhin, dass, auch wenn der Begriff der Nation vielleicht nicht mehr modern, dieser doch immer noch emotionsgeladen und auch für junge Leute von Bedeutung ist. Konsequenterweise müsste eigentlich auch nicht von Schweizer Nationalliteratur, sondern von den Schweizer Nationalliteraturen gesprochen werden. Jedenfalls muss aber vorgängig der Begriff der Nation geklärt werden.

Bestimmt haben neben Schiller auch andere Dichter Einfluss auf die Entwicklung der nationalen Identität gehabt.

In der folgenden Arbeit soll untersucht werden, welchen Einfluss die Literatur Gottfried Kellers auf die Entwicklung der Schweizer Nationalliteratur hatte.

Donat Ledergerber
im Sommer 2004

1. Was ist Nationalliteratur?

Bevor wir auf Gottfried Kellers Leistung in Bezug auf die Schweizer Nationalliteratur zu sprechen kommen, müssen wir den Begriff der Nationalliteratur etwas genauer unter die Lupe nehmen. Bezeichnet der Begriff eine Literatur, die aus einem bestimmten Nationalbewusstsein entstanden ist und dieses widerspiegelt? Oder ist es vielmehr Literatur, die ein Nationalbewusstsein hervorbringt und dieses also formt? Ist es Dichtung, die in einer Beziehung zum Nationalcharakter eines Volkes steht? Oder ist der Begriff ganz neutral zu verstehen, so wie im Literaturlexikon einleitend als „*das in einer bestimmten Nationalsprache verfasste Schrifttum*“¹? Der Begriff wurde vor allem im 18. Jahrhundert von J. G. Herder geprägt, dessen Literaturtheorie eine „*aus dem Bewusstsein der Spannung ästhetischer und politischer Perspektiven (...) und aus dem Wissen um die charakteristischen Eigenschaften einer nationalen Sprache, d.h. eine Literatur, die nationale Verhältnisse, Impulse und Energien als spezifische Leistung der Sprache zur Darstellung bringt*“² fordert. Natürlich hat der Begriff später auch andere Bedeutungen angenommen, vor allem hat er sich auch für politische Interessen gebrauchen lassen. Auch kann man in der Verwendung eine gewisse Vermischung mit dem Begriff „Nationalepos“ feststellen, nämlich dann, wenn die Nationalliteratur spezifische nationale Eigenschaften und geschichtliche Ereignisse repräsentieren soll. Dies war vor allem während der Zeit der Entstehung der modernen Nationalstaaten und dem damit verbundenen Nationalbewusstsein im 19. Jahrhundert von Bedeutung.

Ein Problem bei der Definition von Nationalliteratur stellt auch die Einheit von Nation und Sprachraum. Ein Werk, das sich als Nationalliteratur etablieren will, muss gewiss beide Bereiche klar repräsentieren, d. h. es muss in der entsprechenden Sprache der betreffenden Nation geschrieben sein und eine Thematik dieser Nation behandeln. Es müsste also sowohl die Sprache als auch den entsprechenden Sprachraum, nach welchen Faktoren sich dieser dann auch immer festlegen liesse,

¹ Metzler Literatur Lexikon, Stichwort „Nationalliteratur“

² ebd.

repräsentieren. Dies ist in der Theorie so einleuchtend wie in der Praxis dann doch ziemlich komplex. Denn kaum je sind Staatsgrenzen und Landessprachen völlig kongruent. Demzufolge könnte Nationalliteratur ja nur entstehen, wenn beide Prämissen voll erfüllt wären. Dann muss also die Frage erlaubt sein, ob Nationalliteratur nur in den politischen, kulturellen, sprachlichen und vielleicht sogar geographischen Zentren einer Nation entstehen könne. Was divergierende Sprach- und Landesgrenzen für die in dieser Beziehung speziellen Strukturen Schweiz bedeuten, darauf möchte ich in Kapitel 1.3 näher eingehen.

Eine weitere Frage stellt sich nach der Autorität, die befugt wäre, eine Art Kanon der Nationalliteratur zusammenzustellen. Einmal mehr hätten es da die Franzosen mit ihrer „*Academie française*“ am einfachsten, die bestimmt am objektivsten berufen wäre, dies festzulegen. Nur haben aber die wenigsten Nationen eine solche Institution. Zudem würde es dem Selbstverständnis eines demokratischen Nationalstaates gut anstehen, wenn die Nationalliteratur auf demokratischen Füßen stehen würde, d.h., dass die Nationalliteratur aus dem Volk gewachsen, im Volk verankert und vom Volk klar akzeptiert wäre. Idealerweise wäre Nationalliteratur also nicht von einer Autorität aufdoktriniert, sondern vom Volk ganz natürlich akzeptiert und aus der Geschichte heraus gewachsen. Nationalliteratur müsste also einer Nation sozusagen „naturgemäss“ inne wohnen. Dies würde aber auch bedeuten, dass es in der heutigen pluralistischen Gesellschaft, zumindest in den Nationalstaaten Westeuropas, keine solche Literatur mehr geben kann.

Die Begriffe „Nationaldichter(in)“ und „Nationalliteratur“ scheinen allerdings ohnehin stark mit dem 18. und 19. Jahrhundert in Zusammenhang zu stehen. Kaum jemand würde wohl diese Begriffe auf Werke und Personen aus dem 20. oder 21. Jahrhundert beziehen. Dies wohl vor allem darum, weil die damals entstehenden jungen Nationalstaaten dadurch an dringend benötigter Identität und Identifikation gewannen und den entstandenen politischen Landschaften mehr Bedeutung verleihen konnten. Aber auch deshalb, weil nationalstaatliches Denken durch die

politischen und gesellschaftlichen Ereignisse des 20. Jahrhunderts mehr und mehr verpönt wurde. So würden es moderne Literaten wohl kaum mehr als grosse Auszeichnung empfinden, wenn ihre Werke als Teil der Nationalliteratur bezeichnet würden. Aber auch wenn der Begriff sich heute keiner grossen Popularität mehr erfreut, so wird er trotzdem weiter verwendet.

Um dem Begriff der Nationalliteratur auf die Spur zu kommen, ist es wohl unumgänglich, die Begriffe „Volk“ und „Nation“ noch etwas näher zu untersuchen.

1.1 Die Begriffe „Volk“ und „Nation“

So ganz wohl ist heute eigentlich niemandem mehr bei den Begriffen „Volk“ und „Nation“, sie werden denn auch nur noch sehr zurückhaltend verwendet. Hatten sie in der Antike vorwiegend unpolitischen Charakter, wurden sie in der Neuzeit zunehmend politisiert. Zu häufig wurden sie in der Folge politisch und auch militärisch missbraucht. Trotzdem muss uns eine möglichst neutrale Annäherung gelingen.

Wie Reinhart Koselleck in seinem Beitrag „Volk, Nation“³ ausführt, durchliefen die beiden Begriffe im Laufe der Zeit von der Antike bis zur Gegenwart diverse Bedeutungswandel. Als Beispiel sei hier aufgeführt, wie sich der lateinische Begriff ‚populus‘ im Deutschen in den recht abwertenden Begriff ‚Pöbel‘, im Französischen in das eher edle ‚peuple‘ und im Englischen in das recht neutrale ‚people‘ gewandelt hat. Oder so bezeichnet der lateinische Begriff ‚natio‘ Volksgruppen, die genealogisch und geschichtlich eine Einheit bilden, während aber der Begriff ‚Nation‘ in der Neuzeit deutlich politisch geprägt ist. Dass beide Begriffe immer schon mit grosser Emotionalität verbunden waren (vgl. ‚*populus romanus*‘, ‚*la grande nation*‘, ‚*das deutsche Volk*‘ usw.) macht einen nüchternen Blick auf das Problem leider auch nicht einfacher.

³ Koselleck, R.: Volk, Nation. In: Geschichtliche Grundbegriffe

Da sich bei beiden Begriffen immer wieder diachronische Differenzen, aber auch Parallelitäten bemerkbar machen, ist es sinnvoll, sich hier auf eine möglichst einfache und neutrale Definition zu beschränken, dies auf die Gefahr hin, allzu stark zu vereinfachen und gewisse Schattierungen zu verlieren. Aber um mit den Begriffen in dieser Arbeit umgehen zu können, ist eine gewisse Festlegung der Bedeutung unumgänglich, auch wenn ich mir bewusst bin, dass in der einschlägigen Literatur auch die genau konträre Zuordnung zu finden ist.

„ (...) in der Neuzeit ist es üblich, dass – wie in Preussen oder Österreich-Ungarn – mehrere, nach Sitten, Sprache und Kultur unterscheidbare ‚Nationen‘ Teile eines Staatsvolkes sind. Seitenverkehrt können derartige ‚Nationen‘ – wie etwa die Dänen oder Polen – Mitglied auch anderer Staatsvölker sein.“⁴

Der obigen Argumentation folgend möchte ich mich auf folgende Definition festlegen und in meiner weiteren Arbeit in diesem Sinn auf die Begriffe „Volk“ und „Nation“ zurückgreifen. Die beiden Begriffe sind also, wie aus dem Zitat heraus zu lesen ist, nicht deckungsgleich. Eine Nation zeichnet sich durch Ähnlichkeit oder Gleichheit in Sitte, Sprache und Kultur aus, während „Volk“ die Bezeichnung für die Mitglieder eines Staates, also vorwiegend politisch bedingt ist. Diese Zuordnung verträgt sich auch mit der älteren Bedeutung von „Volk“, nämlich als die der herrschenden Schicht gegenüberstehende Masse. In einer modernen Demokratie, und um eine solche geht es ja in der Folge, sind Volk und herrschende Schicht ja identisch, sollten es zumindest sein.

Versuchen wir also eine Normierung:

„Nation“ bezieht sich vorwiegend auf das Sprachlich-Kulturelle, der Begriff „Volk“ hingegen betont eher das Staatlich-Politische einer Gemeinschaft.

⁴ Koselleck, R.: Volk, Nation. In: Geschichtliche Grundbegriffe. S. 146

Auch Koselleck kommt in seinem Kapitel ‚Normierungsversuche‘ auf eine ähnliche Schlussfolgerung. Folgende Zitate untermauern meine obige Normierung:

Der Vergleich zeigt semantisch sowohl eine langfristige Struktur wie auch innovative Schübe, die bewusst registriert oder intendiert werden. Grundsätzlich bleibt ‚Volk‘ ein primär staatsbezogener, ein politischer Begriff, während ‚Nation‘ zumeist vorpolitisch verwendet wird, mit schwankenden Angleichungen an den Volksbegriff.⁵

„Dennoch bemühen sie sich als Lexikographen um klare Differenzbestimmungen, deren Tendenz eindeutig ist: ‚Nation‘ ist dominant als vorstaatlicher, ‚Volk‘ primär ein politischer Begriff.“⁶

In der Folge zitiert Koselleck eine Stelle aus dem ‚Brockhaus‘ von 1820, die für die Situation der Schweiz bezeichnend ist und somit für das eigentliche Thema dieser Arbeit von Bedeutung sein wird:

„Denn nicht immer besteht ein Volk aus einer Nation, so wie nicht immer eine Nation ein Volk bildet. Der Begriff des Volks im engeren Sinn nämlich deutet auf einen Staat hin, welcher (wie der preussische) eben sowohl mehrere Nationen begreifen kann, als eine Nation (z. B. die deutsche) mehrere Völker oder Staaten umfasst.“⁷

⁵ ebd. S. 380

⁶ ebd. S. 382

⁷ Brockhaus 5. Aufl., Bd.10. 1820. 448. Art. Volk, Volksstamm

1.2 Eine Literatur für eine Nation

Auffallend ist, wie in praktisch allen Erklärungs- und Definitionsversuchen zu diesen beiden Begriffen immer wieder die Bedeutung der Sprache betont wird. Und da, wie oben ausgeführt, Sprache vor allem in Zusammenhang mit der Nation gebracht wird, ist auch naheliegend, dass im Bereich der Verschriftlichung der Sprache dann von Nationalliteratur und nicht von Volksliteratur gesprochen wird. *(Die in dieser Kombination verwendeten Ausdrücke wie ‚Volksstück‘ oder ‚Volkslied‘ lassen sich allerdings mit den definierten Begriffen auch wieder nicht erklären. Dies soll jetzt aber nicht Gegenstand dieser Arbeit sein.)*

Es scheint offensichtlich, dass die Literatur das Selbstverständnis einer Nation prägen kann und auch prägt. Dabei stellt sich unweigerlich auch die Frage, ob denn umgekehrt die Nation eine bestimmte Literatur prägt. Oder anders gefragt: Produziert der Schreibende das, was in seiner nationalen Umgebung auch als ‚national‘ aufgefasst wird und somit gegebenen Vorstellungen entspricht und diese stärkt? Oder sucht sich die Nation aus der bestehenden Literatur das aus, was sie sich als ideale Form vorstellt, und richtet sich in der Folge allmählich danach? Oder ist einfach das, was national und international am erfolgreichsten ist, automatisch dann auch die entsprechende Nationalliteratur? Wahrscheinlich ist die Antwort auf diese Fragestellungen irgendwo in einer Durchmischung zu finden. Wohl kann kein Autor und keine Autorin bewusst Nationalliteratur schaffen, einer solchen Dichtung würde das Originale und das Neue zu sehr fehlen. Wenn sich der Literaturschaffende aber überhaupt nicht nach nationalen Gegebenheiten oder Idealen richten würde, so würde seine Dichtung kaum die nötige Akzeptanz in ‚seiner‘ Nation erfahren und nicht als Nationalliteratur angenommen werden.

Zudem denke ich, dass eine Autorin ein gewisse Bekanntheit erlangt haben muss, um den Status einer Nationaldichterin zu bekommen. Schliesslich will eine Nation mit ihrer Literatur ja auch nach aussen signalisieren, wie sie sich selber sieht und mit welchen Idealen sie sich

gerne in Zusammenhang bringt. Eine internationale Ausstrahlung ist schon von Bedeutung, es macht nicht viel Sinn, Nationalliteratur nur für sich als Nation alleine zu haben.

Nationalliteratur sollte also in der Nation selber entstanden und in deren Sprache verfasst sein. Sie sollte die Nation mindestens bis zu einem gewissen Grade repräsentieren, auf deren Eigenheiten und Besonderheiten eingehen. Weiter muss der entsprechende Nationaldichter oder die Nationaldichterin aber auch eine minimale Begeisterung für die Nation mitbringen, ohne die sein oder ihr Werk wohl von den Leserinnen und Lesern nicht als deren Literatur beurteilt würde. Obendrein sollte es in Bezug auf die Verbreitung die nationalen Grenzen sprengen, um darüber hinaus wirken zu können. Denn ‚Nation‘ definiert sich ja immer auch in der Abgrenzung zu anderen Nationen. Sind diese Voraussetzungen erfüllt, kann eine Literatur bestimmt einiges zur nationalen Identitätsfindung beitragen. Wie bereits erwähnt, war dies in der Zeit der Entstehung der modernen Nationalstaaten von viel grösserer Bedeutung als heute.

1.3 Nationalliteratur in der multinationalen Schweiz

Ein spezielles Problem stellt sich in der Schweiz im Zusammenhang mit dem Begriff der Nationalliteratur. Nicht nur geographisch ist die Schweiz stark gegliedert, *„eine geradezu beunruhigende Vielfalt von Völkern und Stämmen, von Sprachen und Mundarten, von Bräuchen und Lebensgewohnheiten“*⁸ kommt dazu. Die sprachliche Landschaft der Schweiz zeigt vier offizielle Landessprachen, die aber alle nur kleine Teile eines grösseren Sprachraumes sind. Da in der Schweiz vier Sprachgebiete zusammen stossen, das deutsche, das französische, das italienische und das rätoromanische, befindet man sich zwangsläufig immer in der Grenzzone, immer am Rande. Das Mit- und Nebeneinander der Sprachen ist in unzähligen geschriebenen und noch mehr

⁸ Calgari, G.: Die vier Literaturen der Schweiz. S. 17

ungeschriebenen Gesetzen geregelt. So lautet beispielsweise etwa der offizielle Name der Schweiz nicht in einer der Landessprachen, sondern auf lateinisch „Confoederatio Helvetica“. Es ist an dieser Stelle nun aber nicht möglich, auf alle Literaturen der Schweiz einzugehen. Ich möchte mich deshalb auf die deutschsprachige Literatur der Schweiz beschränken, im vollen Bewusstsein, dass diese sich eben nicht auf die ganze Schweiz, sondern immer nur auf einen bestimmten Teil des Volkes beziehen kann. In diesem Sinne wirklich Nationalliteratur für die Nation der deutschsprachigen Schweiz.

Für moderne Schriftstellerinnen und Schriftsteller hierzulande gilt, dass das einheimische Lesepublikum zahlenmässig bei weitem zu klein ist, um wirtschaftlich überleben zu können. Für die deutschschweizerischen Autoren kommt dazu, dass hier eine weitgehend schriftlos gebliebene alemannische Mundart gesprochen wird. Die Versuche, in Mundart zu schreiben, sind immer nur Versuche geblieben. Dadurch schränkt sich der potentielle Leserkreis noch viel stärker ein und Publikationen sind schon fast gar nicht mehr möglich. Aber auch Literatur die in der Standardsprache, dem sogenannten ‚Hochdeutsch‘ geschrieben wird und sich nur an eine deutschschweizerische Leserschaft wenden würde, hat heute schon rein wirtschaftlich keine Chancen mehr. Dies sind natürlich vornehmlich Probleme des modernen Literaturbetriebes. Zur Zeit der „Hochblüte“ der Nationalliteratur, also im 19. Jahrhundert und dann wieder im Zeichen der „Geistigen Landesverteidigung“ während des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges standen andere Bedürfnisse im Vordergrund. Eine fast künstliche Produktion von Nationalliteratur war zu dieser Zeit ein wirkliches Bedürfnis, weil diese vor allem zur Abgrenzung der deutschsprachigen Schweiz zum übrigen deutschen Sprachraum diente. Mit der Etablierung und Anerkennung der Nationalstaaten in Europa, bzw. dem Ende des Krieges, wurden diese Aufgaben obsolet.

Nun ist die Schweiz nicht nur sprachlich, sondern auch politisch alles andere als einheitlich. Die Schweiz wird gerne als ‚Willensnation‘

bezeichnet, die mehr oder weniger ungeplant entstanden ist. *„Die schweizerische Nationalität ergab sich aus dem geschichtlichen und geistigen Willen und war nicht gebunden an das materialistische Prinzip der ethnischen und sprachlichen Einheit.“*⁹

Bereits Gottfried Keller hatte sich als „Grüner Heinrich“ in seinem Hauptwerk über die Situation in der Heimat geäußert: *„Und wie die Familie die sicherste und trostreichste Zuflucht ist nach jeder Abschweifung und Irrfahrt, so ist das Vaterland, wenn seine Grenzen einen natürlichen Zusammenhang haben, und wenn es zudem noch den sicheren Schoss eines aufgeweckten und vergnüglichen bürgerlichen Lebens bildet, der erste und letzte Zufluchtsort für alle seine besseren Kinder, und je ungleicher diese sich an Stamm und Sprache manchmal sind, desto fester ziehen sie sich, nach gewissen Gesetzen, gegenseitig an, freundlich zusammengehalten durch ein gemeinsam durchkämpftes Schicksal und durch die erworbene Einsicht, dass sie zusammen so, wie und wo sie nun sich eingerichtet haben, am glücklichsten sind. (...) Und je mehr wir uns in diesem Zustand geborgen glauben vor der Verwirrung, die uns überall umgibt, je mehr wir die träumerische Ohnmacht der altersgrauen grossen Nationalerinnerungen, welche sich auf Sprache und Farbe der Haare stützen, rings um uns zu erkennen glauben, desto hartnäckiger halten wir an unserem schweizerischen Sinne fest. So kann man wohl sagen, nicht die Nationalität gibt uns Ideen, sondern eine unsichtbare, in diesen Bergen schwebende Idee hat sich diese eigentümliche Nationalität zu ihrer Verkörperung geschaffen.“*

Mit dem entstehenden Nationalismus kamen auch Versuche auf, die deutschsprachige Literatur der Schweiz von den anderen deutschsprachigen Literaturen abzugrenzen. Der ab 1845 in der Schweiz lebende Ludwig Eckardt wollte eine schweizerische Nationalliteratur und ein Nationaltheater begründen, doch er hatte keinen Erfolg. 1866 gab Robert Weber eine Anthologie zur *„poet. Nationalliteratur der dt. Schweiz“* heraus. Die in realistischer Tradition stehende Heimatliteratur eroberte

⁹ ebd. S. 30

sich mit Jakob Christoph Heer, Heinrich Federer und Alfred Huggenberger einen immer grösseren Platz unter der Leserschaft. Allerdings gab es auch einzelne Autoren, die sich dieser Tradition verweigerten, wie der subversive Robert Walser oder Carl Spitteler.

Überhaupt muss die Frage erlaubt sein, ob Nationalität heute, im Zeitalter der Globalisierung, noch eine sinnvolle Kategorie für Literatur ist. So kommentieren auch C. Caduff und R. Sorg in ihrem Band „Nationale Literaturen heute – ein Phantom?“¹⁰ ihre Erfahrungen eines Seminars in Zürich mit Literaturwissenschaftlern und Schriftstellerinnen aus dem deutschen, französischen und italienischen Sprachraum der Schweiz mit folgender Aussage: So sei spätestens 1989 hervorgetreten, *„dass im Zeitalter der Globalisierung die scheinbar überwundene Nation als eine Art „Phantom“ immer wieder zurückkehrt. Besonders deutlich zeigt sich das Paradox bei der so genannten ‚Schweizer Literatur‘. Dieses Label, das Mitte des 19. Jahrhunderts erfunden worden war, um dem neuen Staat bei der Ausbildung einer nationalen Identität behilflich zu sein, hat zwar in den letzten fünfzehn Jahren für jüngere SchriftstellerInnen jeden Wert verloren. Aber in der Wissenschaft, im Feuilleton und am Buchmarkt geistert es noch immer umher.“*¹¹

Mit dem Begriff der Nationalliteratur hatten die Schweizer Schriftstellerinnen und Schriftsteller allerdings schon immer gewisse Mühe bekundet. Eine Abneigung gegenüber diesem Begriff lässt sich schon früh ausmachen, wahrscheinlich auch, weil die Schweizer Verhältnisse so gar nicht auf Frankreich oder Deutschland passten, wo mit den Begriffen von jeher viel sorgloser und freier umgegangen wurde. Die Schweiz hat nun mal nicht dieses „ein Volk – eine Sprache“ wie Deutschland und ist kein „empire“ wie Frankreich. In dieser Situation etablierte sich in der Schweiz ein *„drittes Verständnis der Nation, für das paradoxerweise jede Abneigung gegen das Nationale entscheidend ist“*¹².

¹⁰ Caduff, C., Sorg, R. (Hrsg.): Nationale Literaturen heute – ein Phantom? Die Imagination und Tradition des Schweizerischen als Problem. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 2004.

¹¹ Buchbesprechung von ‚10‘ in „Die Wochenzeitung“ vom 15.7.2004 unter dem Titel „Globale Evangelien“, von Tan Wälchli

¹² Le Rider, J. In: Nationale Literaturen heute – ein Phantom? (siehe 10)

Dies zeigt sich auch bei Gottfried Keller, der sich mehrfach in seinen Briefwechseln im künstlerisch-literarischen Bereich *nach Deutschland orientiert und eine eigene Schweizer Nationalliteratur ablehnt*¹³. So beginnt der Eintrag ‚Keller, Gottfried‘ in Metzlers Autoren Lexikon auch bezeichnenderweise mit dem Satz: „*Am Lebensende ist der Schweizer Autor ein berühmter deutscher Dichter.*“¹⁴ Auch wenn im Alltag der Unterschied zwischen „deutsch“ als Nationalitätszugehörigkeit und „deutsch“ als Zugehörigkeit zum deutschen Sprachraum nicht immer genau unterschieden wird, so ist dieser Eintrag im Lexikon doch erst einmal auffallend. Dies, obwohl Keller rein politisch betrachtet durchaus ein patriotischer und nationaler Mensch war und sein Schweizertum, zumindest in politischer Hinsicht, doch immer sehr betonte.

Dieses ‚Unbehagen in der Nation‘ zeigt sich durch alle Zeiten und alle Schichten hindurch und rührt wohl hauptsächlich daher, dass es für die Schweizerinnen und Schweizer von jeher sehr schwierig war, sich gesellschaftlich, sprachlich und politisch unter einem gemeinsamen Dach zu Hause zu fühlen. „La Suisse n’existe pas!“, wie etwas provokativ an der Weltausstellung in Barcelona in grossen Lettern zu lesen war (und in der Heimat eine Welle der Entrüstung auslöste!), „die Schweiz existiert nicht“, oder vielleicht besser: „Die Schweiz als solches existiert nicht“. Und trotzdem hat Keller wie wohl kein anderer Schweizer Schriftsteller zum Verständnis einer Schweizer Nationalliteratur beigetragen. Vielleicht als Nationaldichter wider Willen.

¹³ Metzler-Autoren-Lexikon: deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart/ hrsg. von Bernd Lutz. 2., überarb. und erw. Aufl. Stuttgart, Weimar: Metzler 1997. Eintrag: Keller, Gottfried.

¹⁴ ebd.

2. Gottfried Keller

Ein paar Ausführungen zu Gottfried Kellers Biographie sind hier wohl angebracht. Die folgenden Daten sind aus verschiedenen Biographien zusammen getragen und vermitteln einen kleinen Einblick in die vielschichtige Person Kellers.



Es sind folgende Themen, die in Personen- und Lebensbeschreibungen Kellers immer wieder speziell zum Vorschein kommen:

- sein langer Weg zur beruflichen Selbstfindung
- seine fast ständigen finanziellen Schwierigkeiten bzw. Abhängigkeiten mangels beruflich gesicherter Stellung
- seine Schwierigkeiten in der Liebe und das ständige Vershmächtwerden von potentiellen Lebenspartnerinnen
- seine politische Einstellung und sein politisches Engagement

Wie wohl selten bei einem Schriftsteller spiegelt sich das eigene Leben Kellers in seinen Werken. Am stärksten spürbar ist dies natürlich in seinem ‚autobiographischen Klassiker‘ „Der grüne Heinrich“, einen Roman, der in weiten Zügen tatsächlich als autobiographisch aufgefasst werden muss. Aber auch in all seinem weiteren literarischen Schaffen, vor allem auch in seinem lyrischen Werk, scheinen diese seine persönlichen Probleme und Lebenssituationen in der einen oder anderen Form immer wieder durch. Häufig auch auf ironische Weise. Vor allem der letzte Punkt obiger Aufzählung ist dann natürlich für die Fragestellung dieser Arbeit von spezieller Bedeutung.

2.1 Eine kurze Biographie Kellers

Gottfried Keller wurde am 19. Juli 1819 in Zürich geboren. Bereits 1824 starb sein Vater, der Drechslermeister Hans-Rudolf Keller. Nach zwei Jahren heiratete seine Mutter Elisabeth, geb. Scheuchzer, erneut; was folgte, war eine unglückliche Ehe, die bereits 1834 wieder geschieden wurde.

Aus erster Ehe stammt ebenfalls seine Schwester Regula, die Keller in seiner ‚Jugendgeschichte‘ des „Grünen Heinrich“ verschwieg. Ansonsten aber liefert ‚Der grüne Heinrich‘ ein authentisches Bild seiner, wie Keller schrieb, ‚eigentlichen Kindheit, sogar das Anekdotische darin‘ sei ‚so gut wie wahr‘.

Von 1825 bis 1831 besuchte er die Armenschule, dann das Landknabeninstitut auf der Stüssihofstatt, ab 1833 die kantonale Industrieschule, von der er im Juli 1834 wegen eines Schülerstreiches verwiesen wurde.

Daran schloss sich eine kurze Lehre beim Lithographen und Vedutenmaler Peter Steiger an, dem ‚Habersaat‘ des „Grünen Heinrich“, von November 1837 bis März 1838 erhielt er Unterricht vom Kunstmaler Rudolf Meyer, dem ‚Römer‘ des Romans.

Im April 1840 reiste er zur weiteren künstlerischen Ausbildung nach München, bereits im November 1842 kehrte er nach ergebnislosem Aufenthalt nach Zürich zurück.

Eine scheinbar vertane Jugend. Keller hatte keine konkreten Pläne, er ‚vegetierte den Winter hindurch ziemlich langweilig und elend‘¹⁵. Bis 1848 wohnte er nun bei seiner sparsamen Mutter, die noch lange für ihn sorgen würde. Zum Malen hatte er nur wenig Lust. Eher beiläufig und zufällig versuchte er sich als Dichter: ‚*Ich habe nun einmal großen Drang zum Dichten; warum sollte ich nicht probieren, was an der Sache ist?*‘¹⁶ Es entstanden die ersten Pläne zum „Grünen Heinrich“, daneben aber

¹⁵ Helbling, C.: Gottfried Keller. Gesammelte Briefe. Band 1, S. 233

¹⁶ ebd.

betätigte er sich politisch. Er schrieb Gedichte, politische Tageslyrik in der Nachfolge Herweghs und Freiligraths, beteiligte sich aber auch an den Freischarenzügen gegen Luzern (Oktober 1844 und März 1845), wo es wegen der Jesuitenfrage zu offenen Kämpfen zwischen der konservativen Regierung und der radikalen Opposition gekommen war. Keller gefiel sich als radikaler Demokrat, der alles Konservative mit glühendem Hass belegte.

1845 erschienen im ‚Deutschen Taschenbuch‘ von Julius Fröbel erste Gedichte, 1846 kam in Heidelberg sein Band ‚Gedichte‘ heraus. Etwa 1845 hatte er sich nun endgültig gegen die Malerei entschieden, doch lebte er noch immer – abgesehen von den Honoraren für die Publikationen – vom Geld seiner Mutter.

Im Sommer 1847 versuchte er Ordnung in sein Leben zu bringen, als er als Volontär in der Staatskanzlei des Kantons Zürich arbeitete. Davor allerdings lagen zwei Liebesaffären, die gleichermassen enttäuschend verliefen; die Frauen, Marie Melos und Luise Rieter, konnten dem kleingewachsenen, nur 1,50 Meter grossen Keller nicht die rechte Zuneigung entgegenbringen. Ähnliches sollte sich später in Heidelberg und Berlin mit Johanna Kapp und Betty Tendering wiederholen.

Das Jahr 1848, das auch den Beginn des modernen eidgenössischen Bundesstaates markiert, brachte für Keller eine entscheidende Wendung: die Züricher Regierung, aufmerksam geworden durch seine Aufsätze zu Literatur und Kunst, die im ‚Cottaischen Kunstblatt‘, in der ‚Neuen Züricher Zeitung‘ und in den ‚Blättern für literarische Unterhaltung‘ erschienen waren, verlieh ihm ein Stipendium für einen Studienaufenthalt in Heidelberg.

Von Oktober 1848 bis April 1850 hielt er sich dort auf. Geradezu überwältigt war er von Ludwig Feuerbach, der dort philosophische Vorlesungen hielt. *‚Ich werde tabula rasa machen (oder es ist vielmehr schon geschehen) mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen, bis ich auf dem Feuerbachschen Niveau bin. Die Welt ist eine Republik, sagt er, und erträgt weder einen absoluten, noch einen konstitutionellen*

*Gott (Rationalisten). Ich kann einstweilen diesem Aufruf nicht widerstehen. Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Konsul, welcher nicht viel Ansehen genoss, ich m u s s t e ihn absetzen*¹⁷ Ein Jahr später war der Taumel einer nüchternen Beurteilung gewichen: *„Als ich Gott und Unsterblichkeit entsagte, glaubte ich zuerst, ich würde ein besserer und strengerer Mensch werden, ich bin aber weder besser noch schlechter geworden, sondern ganz, im Guten wie im Schlimmen, der Alte geblieben...“*¹⁸ .

Ein weiteres Stipendium des Kantons Zürich ermöglichte Keller, 1850 nach Berlin zu gehen. Die Stadt selbst mochte er nicht. *„Das Volk ist mir zuwider“ (...)* *„Es gibt auch keinen besseren Bussort und Korrektionsanstalt als Berlin, und es hat mir vollkommen den Dienst eines pennsylvanischen Zellengefängnisses geleistet, so dass ich in mich ging und mich während dieser ausgesucht hundsfüttischen Jahre zu besseren Dingen würdig machte; denn wer dergleichen anstrebt oder sonst kein Esel ist, der befindet sich hier vollkommen ungestört und sich selbst überlassen.“*¹⁹

Er verkehrte in den literarischen Salons der Fanny Lewald und Varnhagen von Enses, ansonsten aber war er geradezu manisch produktiv: er schrieb den ‚Grünen Heinrich‘, die erste Fassung des ‚Apotheker von Chamounix‘ und den ersten Band der ‚Leute von Seldwyla‘; darüber hinaus plante er bereits „Das Sinngedicht“, „Die Sieben Legenden“, den zweiten Band der „Leute von Seldwyla“ und auch eine der ‚Zürcher Novellen‘, nämlich „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“.

Im Dezember 1855 kehrte er nach Zürich zurück, um, wie er sich vornahm, *„eine ordentliche und geregelte Industrie zu betreiben. Rohstoff hat sich genug angesammelt während der sieben Jahre in der Wüste“*²⁰. Und in Anlehnung an die biblische Geschichte: *„Hoffentlich ist diese Zahl 7 nun die volle Zahl der Jahre, welche ich weg gewesen bin, und es ist allsdann noch eine anständige und bedeutsame Zahl, welche man mit den*

¹⁷ ebd. Band 1, S. 274

¹⁸ ebd. Band 1, S. 246

¹⁹ ebd. Band 1, S. 256f

²⁰ ebd. Band 4, S. 53

*7 mageren Kühen vergleichen kann, auf welche umgekehrt die 7 fetten folgen.'*²¹ Aus dem Vorsatz aber wurde nichts. Er wohnte wieder bei seiner Mutter und seiner Schwester. In der ersten Zeit hatte er Umgang mit Friedrich Theodor Vischer, Richard Wagner und Gottfried Semper, bald aber fiel er in eine schwere depressive Phase und Schaffenskrise. *„Ich habe wochenlang nicht nur kein Wort geschrieben, sondern auch keines gesprochen, denn der Mensch denkt und Gott lenkt, und man kann sein inneres Geschick oder Ungeschick nicht zum voraus bestimmen wie einen Fakturzettel.'*²²

1856 erschien bei seinem Braunschweiger Verleger Vieweg der erste Teil der ‚Leute von Seldwyla‘; deren Fertigstellung sowie die des ‚Sinngedichts‘, zu der er sich vertraglich verpflichtet hatte, unterblieben jedoch.

Sechs Jahre dauerte diese unbefriedigende Phase. 1861 wurde er – völlig überraschend – zum ersten Staatsschreiber des Kantons Zürich gewählt. Das Amt verhalf ihm nicht nur zur materiellen Sicherung seiner Existenz, sondern zwang ihn zu geregelter Tätigkeit und nahm ihm die Furcht, die seit seinem Schulausschluss ständig präsent war: *„die Furcht, ein gemeines, untätiges und verdorbenes Subjekt zu werden’.*²³

Er nahm nun seine literarische Tätigkeit wieder auf und vollendete im nächsten Jahrzehnt die „Sieben Legenden“ (1872 erschienen) und „Die Leute von Seldwyla“ (die ersten drei Bände 1873, der vierte Band 1874 erschienen); gleichzeitig arbeitete er an den Zürcher Novellen (die schließlich 1876/77 erschienen).

Einen tragischen Ausgang nahm seine 1866 geschlossene Verlobung mit Luise Scheidegger, einer schwermütigen Frau, die noch im gleichen Jahr, als sie durch Schmähartikel von Kellers nicht ganz solidem Lebenswandel erfuhr, Selbstmord beging. Bereits 1864 war Kellers Mutter gestorben, seine Schwester führte ihm nun alleine den Haushalt.

²¹ ebd. Band 1, S. 132f

²² ebd. Band 2, S. 161

²³ ebd. Band 1, S. 191

Mit grossem Pomp beging die Stadt Zürich 1869 Kellers 50. Geburtstag, die Universität verlieh ihm die Ehrendoktorwürde. Die Ehrung galt dabei keineswegs dem im deutschsprachigen Raum noch immer relativ unbekanntem Prosaisten, sondern dem schweizerischen Patrioten und Liederdichter.

Erst in den 70er Jahren, mit der Veröffentlichung der ‚Sieben Legenden‘, wurde Keller über die Grenzen der Schweiz hinaus bekannt, sein Ruhm wuchs, die Auflage seiner bis dahin eher erfolglosen Bücher stieg.

1875 legte er sein Amt als Staatsschreiber nieder, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Etwa ein Jahr später deutete er zum ersten Mal an, den ‚Grünen Heinrich‘ grundlegend umzuarbeiten; 1879/80 erschien die revidierte Fassung im Stuttgarter Verlag Göschen. 1880 und 1881 vollendete er schliesslich das ‚Sinngedicht‘, an dem er bereits von 1853 bis 1857 gearbeitet hatte; 1881 wurde es in der ‚Deutschen Rundschau‘ veröffentlicht. Kellers letztes Werk, der Roman ‚Martin Salander‘, entstand in den Jahren 1885/86; auch er wurde – noch im gleichen Jahr – in der ‚Deutschen Rundschau‘ veröffentlicht.

Abgesehen von wenigen Freundschaften – zu Adolf Exner, zu Wilhelm Petersen, zu Paul Heyse, später zu Arnold Böcklin und zu Theodor Storm, mit dem er brieflich verkehrte – vereinsamte Keller in seinen späten Jahren zunehmend. Er –, ‚ein kleiner dicker Kerl‘, der abends 9 Uhr ins Wirtshaus und um Mitternacht zu Bett geht als alter Junggeselle – führte mit seiner Schwester Regula ein eher abgeschiedenes Leben.

1888 starb die Schwester, zu Beginn des Jahres 1890 wurde er bettlägerig. Nach sechsmonatiger Krankheit starb Gottfried Keller am 15. Juli 1890 in Zürich.

2.2 Der politische Keller



Keller als Freischärler mit Trommel. Karikatur von seiner Teilnahme an den liberalen Freischarzügen gegen die katholische Kantonsregierung von Luzern 1845.

Aquarell von J. Ruff

Die politische Seite der Person Gottfried Keller ist aus seiner Biographie nicht wegzudenken. So waren seine ersten schriftstellerischen Erfolge ja auch nicht rein literarischer Natur, sondern gründeten eher auf seinem ausgeprägten Patriotismus der jungen Jahre. Keller ist in einem politischen Umfeld aufgewachsen und ist Zeit seines Lebens ein politischer Mensch geblieben. Wenige Abschnitte der Schweizer Geschichte stehen so sehr im Zeichen politischer Entwicklung und Umgestaltung wie das Zeitalter Gottfried Kellers. Es war eine wichtige Zeit des Umbruchs und des Neubeginns für die Schweiz. Die dreizehnörtige Eidgenossenschaft war unter dem Ansturm der französischen Ideen und buchstäblich auch unter dem Ansturm Napoleons zusammengebrochen. In der Folge entstand ein grosser Kampf unter den verschiedenen politischen Kräften der damaligen Schweiz, von denen jede natürlich von der neuen Ausgangslage grösstmöglichst profitieren wollte. Es standen alle Möglichkeiten der Entwicklung offen, von der Rückkehr zur alten Ordnung mit den alten Privilegien der Städte und der aristokratischen Oberschicht bis zu einem modernen Bundesstaat mit zentralistischen oder eben auch föderalistischen Strukturen. Die Schweizer Bevölkerung hatte sich im 19. Jahrhundert gerne politisch betätigt, wohl auch, weil sie dies

hat tun müssen und weil dabei ja tatsächlich viel bewegt werden konnte. Politische Betätigung mündete mehr oder weniger direkt in konkreten Veränderungen im jungen Bundesstaat ab 1848. Voraus gingen aber harte Auseinandersetzungen und sogar ein, wenn auch relativ unblutiger, so doch in der Schweizer Geschichte einzigartiger Bürgerkrieg zwischen den katholisch-konservativen ‚Sonderbündlern‘ und den eher freisinnig und demokratisch gesinnten Kantonen der Tagsatzung. Keller wurde mitten hineingeboren in dieses Durcheinander und *‚schroffsten Gegensätze zwischen Aristokraten und Demokraten, Konservativen und Fortschrittlichen, Orthodoxen und Freisinnigen, Föderalisten und Unitariern, oberen und unteren sozialen Schichten, Stadt und Land.‘*²⁴ Wie alle, die als Mitglieder der Gesellschaft etwas gelten wollten, hat Keller an der Diskussion und der Mitgestaltung mit ganzem Herzen teilgenommen. Es war eine Zeit, in der die Schweiz eine neue Identität brauchte, neue Ideen und Ideale für das Zusammenleben der Kantone im neuen, föderalistischen Bundesstaat. Und genau da war Keller mit grossem Engagement dabei: *der Schweiz eine Identität zu erschreiben.*

Von Beginn bis zum Schluss seiner schriftstellerischen Tätigkeit - von den beinahe streitsüchtigen, jedenfalls aber kämpferischen und engagierten lyrischen Werken zu Beginn bis zu seinem eher etwas zu düster ausgefallenen Spätwerk ‚Martin Salander‘, wo einige Enttäuschung über die zu stark zum Kapitalismus tendierende junge Demokratie nicht zu übersehen ist – immer ist Keller auch ein politischer, und vielleicht sogar vor allem ein politischer Schriftsteller gewesen. Und aus seiner politischen Überzeugung hat Keller auch nie einen Hehl gemacht. Quasi von Haus aus, aber auch durch seine Lebenserfahrungen war er stets ein überzeugter Demokrat, ein Freisinniger und ein Liberaler, mit einer tiefen Verbundenheit mit der noch jungen, zum Teil noch etwas wildwüchsigen Schweizer Demokratie.

Aber Keller hatte sich nicht nur auf dem literarischen Weg politisch engagiert. Als junger Mann nahm Keller sogar als sogenannter

²⁴ Kriesi, Hans Max: Gottfried Keller als Politiker. S. 47

Freischärler an den Freischarenzügen gegen Luzern teil, nämlich zweimal, im Oktober 1844 und im März 1845. Freischaren waren bewaffnete Haufen aus den liberalen Kantonen gegen die konservativen Kantone, vornehmlich Luzern, wo die Jesuiten nach der Macht griffen, bzw. diese bereits inne hatten. Es war dies eine Art Vorgeplänkel zu den eigentlichen Auseinandersetzungen im Sonderbundskrieg. Zu dieser Zeit lernen wir einen fanatischen, engagierten Keller kennen, der in seiner frühen Lyrik einerseits die Schweiz als ‚Diamanten‘ preist, aber gleichzeitig mit den konservativen, religiös-motivierten Kräften hart, ja sehr hart ins Gericht geht.

*Wie ist denn wohl der Diamant entstanden:
Zu unvergänglich alldurchdrungner Einheit,
Zu ungetrübter, strahlenreicher Einheit,
Gefestigt von unsichtbaren Banden?
(...)
Wo Gleichgesinnte ihre Heimat fanden.*

*Wer will denn da noch rütteln dran und feilen?
Zu spät, zu spät! schon ist's ein Diamant,
Der nicht mehr ist zu trüben und zu teilen.
(...)²⁵*

Ähnlich klingt die Wortwahl in weiterer patriotischer Lyrik, wie etwa in den Gedichten ‚An mein Vaterland‘, ‚Eidgenossenschaft‘ u. ä. Auffallend, dass Keller hier ebenfalls vom ‚Eidgenossen-Volk‘ spricht und nicht etwa von einer Nation. Weniger versöhnlich klingt es dann, wenn er seine politischen Gegner ins Visier nimmt, wie in dem Gedicht ‚Loyola's wilde verwegene Jagd‘²⁶ die Jesuiten:

²⁵ Gottfried Keller, sämtliche Werke in sieben Bänden. Band 1, S. 53 „Das Eidgenossen-Volk“

²⁶ ebd. S. 594 „Jesuitenzug 1843“

*Hussah! Hussah! die Hatz' geht los!
Es kommt geritten Klein und Gross:
Der springt und purzelt gar behend,
Der kreischt und zetert ohne End':
Sie kommen, die Jesuiten!*

*Da reiten sie auf Schlängelein,
Und hintennach auf Drach' und Schwein:
Was das für muntre Burschen sind!
Wohl graut im Mutterleib dem Kind:
Sie kommen, die Jesuiten!*

*(...)
Von Kreuz und Fahne angeführt,
Dem Giftsack hinten aufgeschnürt,
Der Fanatismus als Profos,
Die Dummheit folgt als Betteltross:
Sie kommen die Jesuiten!

O Schweizerland, du schöne Braut,
Du wirst dem Teufel angetraut!
Ja, weine nur ,du armes Kind!
Vom Gotthard weht ein schlimmer Wind:
Sie kommen, die Jesuiten!*

Es sind starke Bilder, die der junge Keller hier wählt. Noch sind Einflüsse der deutschen Freiheitsdichtung der vierziger Jahre spürbar, die sehr stark auf Keller gewirkt hatte. Es ist manchmal schwer zu verstehen und auseinander zu halten, mit welcher Inbrunst Keller ein glühender Patriot, aber gleichzeitig in vielen Dingen ein weltoffener Kosmopolit ist. Bestimmt sind dies auch Auswirkungen seiner langjährigen Auslandsaufenthalte in München, Heidelberg und Berlin. Diese Haltung ist aber auch dadurch zu erklären, dass sich der glühende Demokrat Keller durch die Reaktionszeit in deutschen Landen folgend auf die Revolution 1848/49 gezwungen sah, sich ganz auf die demokratische Entwicklung im eigenen Land zu konzentrieren. Eine so tiefgehende Auseinandersetzung mit der deutschen Kultur, wie wir sie in seinen frühen Werken und hauptsächlich im ‚Grünen Heinrich‘ feststellen können, finden wir beim späteren Keller auch nicht mehr. So sucht der Protagonist in Kellers Spätwerk, Martin Salander, seine ‚Flucht‘ aus der Enge dann auch nicht mehr in Deutschland, sondern in noch fernerer Landen. Auch er wird wieder in seine Heimat zurück kehren, allerdings vor allem um die negative Entwicklung festzustellen, die diese Demokratie genommen hatte.

Keller ist konsequent und unnachgiebig: dem Volk als politische, organisch gewachsene Einheit gilt sein ganzer patriotischer Einsatz, in höheren Dingen aber, wie etwa der Kultur, braucht es die Sicht auf das

Ganze, auf die Nation und über den eigenen Gartenzaun hinaus. Eigentlich eine Ansicht, zu der heute noch viele Schweizerinnen und Schweizer neigen. Es wäre interessant zu wissen, was Keller von der seit Jahren rege geführten Diskussion in Schweiz zur Öffnung gegenüber der EU halten würde. Denn auch hier ist die Argumentation vieler eine durchaus Keller'sche: Solange die EU nur eine politische Konstruktion ist, bleibt die Schweiz besser politisch so, wie sie ist. Keller also doch als Vordenker der modernen Schweiz, doch der Nationaldichter?

Nach seiner zweiten Teilnahme am Freischarenzug wurde Keller politisch zusehends milder und ruhiger. Freudig kann er zusehen, wie die Freisinnigen in Zürich politisches Oberwasser bekommen und die Macht übernehmen. 1848 bekommt Keller ein Stipendium für seinen zweiten Aufenthalt in Deutschland, nämlich in Heidelberg und Berlin. Er bekommt so die Gelegenheit, die politische Entwicklung in der Heimat aus der Distanz zu betrachten und zu verfolgen. Sein zweiter und längerer Aufenthalt bringt ihn näher an das geistige Deutschland und weckt in ihm viel Sympathie für die kulturelle Grösse des nördlichen Nachbarns. Aber gleichzeitig muss er sich auch mit der politischen Entwicklung in Deutschland auseinandersetzen, die derjenigen daheim in der Schweiz keinesfalls immer positiv gestimmt ist. Es entwickelt sich hier bei Keller noch stärker der Dualismus zwischen seiner schweizerischen Nationalität und seinem Verhältnis zu Deutschland. Wahrscheinlich erkennt er zu dieser Zeit am deutlichsten, dass er sich in einem *„Doppelverhältnis zu einer engeren national-politischen und einer weiteren geistigen Heimat“*²⁷ befindet. Die Beobachtung der politischen Entwicklungen in der Heimat und in Deutschland machen aus Keller aber nur umso mehr einen glühenden Verehrer der Demokratie und provozieren in ihm nur noch grösseren Hass auf alles Aristokratische und Kirchliche.

Zurück in der Schweiz betätigte sich Keller ab 1855 sehr aktiv in der Tagespolitik. Dabei liefen alle seine politischen Aktivitäten schliesslich immer darauf hinaus, der Demokratie zu ihrem Recht zu verhelfen und

²⁷ Kriesi, Hans Max: Gottfried Keller als Politiker. S. 104

immer dort den Daumen draufzuhalten, wo sich eine Regierung allzu stark vom Volk entfernte oder zu selbstgefällig wurde. Er scheute sich nie, sogar eigene Parteifreunde zu kritisieren, wenn er demokratische Ideale in Gefahr sah, oder andernfalls auch Politiker aus anderen Interessenverbänden, wie z. B. die aufkommenden Sozialdemokraten, zu unterstützen, wenn er hinter deren politischen Aktivitäten hehre demokratische Absichten erkennen konnte. Er suchte ständig nach Verbesserung, aber immer innerhalb der gültigen Verfassung. Und er stellte sich einem neuen Feind: dem aufkeimenden Materialismus. Sogar die Sozialdemokraten achtete er aufs Höchste, solange sie nicht vom Neid der Besitzlosen erfüllt, sondern von den hohen idealen der Demokratie geleitet wurden.

1861 wurde Keller, für viele Zeitgenossen sehr überraschend, zum ersten Staatsschreiber im Kanton Zürich gewählt, ein Amt, welches er mit grossem Eifer, Geschick und Gewissenhaftigkeit ausübte. Im gleichen Jahr wurde er auch von seinem Heimatbezirk Bülach als Vertreter in den Grossen Rat des Kantons geschickt. Nun redete er an vorderster Front im politischen Tagesgeschäft mit. Seine politischen Ämter machten Keller zwar besonnener, aber nicht weniger leidenschaftlich in seiner politischen Haltung. Literarisch wurde es ruhig um Keller, der all seine Kraft darauf verwand, die politische Entwicklung der jungen Demokratie in die für ihn richtigen Bahnen zu lenken und erneuter Machtkonzentration auf einige wenige Oligarchen entgegen zu wirken.

Nach seinem Rückzug aus seinen politischen Ämtern ist beim alternden Keller eine gewisse Resignation über die Entwicklungen in der Schweiz und auch im angrenzenden übrigen Europa zu spüren. Die neuen sozialistischen und sozialdemokratischen Bewegungen und ein neues Selbstverständnis der Liberalen und Freisinnigen passen nicht mehr ins politische Bild Kellers. Stark zum Ausdruck kommt dieses Unwohlsein und dieses Unverständnis der neuesten politischen Entwicklungen im Gedicht „Land im Herbst“²⁸ aus dem Jahre 1879:

²⁸ Gottfried Keller, sämtliche Werke in sieben Bänden. Band 1, S. 428f „Land im Herbst“

*Die alte Heimat seh' ich wieder,
Gehüllt in herbstlich feuchten Duft;
Er träufelt von den Bäumen nieder,
Und weithin dämmert grau die Luft.
(...)*

*Nein, den Genossen meines Blutes
Erkenn' ich, da ich ihm genaht,
Der langsam schreitend, schweren Mutes
Die Flur bestubt mit Aschensaat.
(...)*

*Grau ist der Schuh an seinem Fusse,
Grau Hut und Kleid, wie Luft und Land;
Nun reicht er mir die Hand zum Grusse
Und färbt mit Asche mir die Hand.*

*Das alte Lied, wo ich auch bliebe,
Von Mühsal und Vergänglichkeit!
Ein wenig Freiheit, wenig Liebe,
Und um das Wie der arme Streit!*

*Wohl hör' ich grüne Halme flüstern
Und ahne froher Lenze Licht!
Wohl blinkt ein Sichelglanz im Düstern,
Doch binden **wir** die Garben nicht!*

*Wir dürfen selbst das Korn nicht messen,
Das wir gesät aus toter Hand;
Wir gehen und werden bald vergessen,
Und unsre Asche fliegt im Land!*

3. Schweizer Identität erschreiben

Um die Werke Gottfried Kellers verstehen zu können, müssen wir die ganze Psychologie des Dichters verstehen, und diese ist, wie wir gesehen haben, durch und durch und konsequent demokratisch. Und wegen des Scheiterns der Entwicklung der Demokratie in Deutschland durch die reaktionären Mächte wurde Keller zurückgeworfen auf die rein schweizerische Demokratie. Und weil auch Bedarf nach literarischer Verarbeitung eben dieser noch jungen Schweizer Demokratie bestand, wurde Keller durch seine Arbeit ein geachteter Schriftsteller seiner Zeit. Und tatsächlich finden wir auch ganz konsequent in all seinen Werken politische Anspielungen auf die junge Schweizer Demokratie und auf das Verhalten der Bürgerinnen und Bürger in derselben.

Der Umgang der Schweizerinnen und Schweizer mit ihrer neuen Institution ist der Stoff, der sich wie ein Motiv durch Kellers Schaffen zieht. Angefangen bei seinem berühmtesten Roman, dem ‚Grünen Heinrich‘, der die Erziehung eines vielseitigen und problematischen Menschen zur öffentlichen und politischen Tätigkeit als Grundthema hat; über den Seldwyla-Zyklus, der die Eigenheiten der Schweizer in selbstironischer Weise darstellt und weitgehend in leichter und lockerer Art die neue Gesellschaft beschreibt; weiter über die Zürcher Novellen, die einen nüchteren und vor allem gefestigteren Keller zeigen, der mit klarem Blick die Entwicklung der politischen Schweiz verfolgt; bis zu seinem Alterswerk ‚Martin Salander‘, das seine Enttäuschung über die kapitalistische Entwicklung nicht verhehlt: überall sind es die positiven und negativen Eigenschaften des Menschen, die ihn für die öffentliche und somit gemeinschaftliche Tätigkeit geeignet oder ungeeignet machen. Ein Grundgedanke der ganzen schriftstellerischen Tätigkeit Kellers: Wie erzieht man die Menschen zu öffentlicher Wirksamkeit? Für Keller ist das ganze Leben Politik und deshalb ist seine schriftstellerische Tätigkeit konsequenterweise auch eine politische. Und zusammen mit der Schweizer Demokratie ist die Schriftstellerei Kellers gewachsen, an der gegenseitigen Auseinandersetzung haben sie sich entwickelt. Nach Keller

soll sie Literatur die wesentlichen Momente des Lebens widerspiegeln und nicht gekünstelte Situationen, das ist sein Verständnis von Realismus. Deshalb hat das ‚wahre Leben‘ in seinen Werken seinen Platz, und das wahre Leben ist zu Kellers Zeit ein politisches Leben.

So sehr Keller auch von Demokratie überzeugt ist und so sehr ihm die spezifisch schweizerische Form der Demokratie am Herzen liegt, so wenig ist er aber auch unkritisch mit seiner Liebe, nie verherrlicht er die Zustände. Er versteht seine schriftstellerische Arbeit als eine stetige und nie endende konstruktive Kritik an den bestehenden Verhältnissen – und er tat dies stets mit einer Prise Humor.

Wenn zum Beispiel in ‚Romeo und Julia auf dem Dorfe‘ die beiden Väter, Manz und Marti, wegen privater Interessen schliesslich in gewaltsame Auseinandersetzung geraten und am Ende der Leser zu zweifeln beginnen muss, welche der beschriebenen bürgerlichen Gesellschaften denn nun die bessere wäre, oder wenn in ‚Kleider machen Leute‘ der Schneider Wenzel auch ohne seine vermeintlich aristokratische Herkunft für seine Braut Nette genügend bürgerliche Qualitäten mitbringt und zur Heirat taugt: immer klopft Keller seinen Miteidgenossen literarisch auf die Schulter und ermuntert sie augenzwinkernd, den eingeschlagenen Weg kritisch weiter zu verfolgen.

3.1 Die Zürcher Novellen

Mit seinen ‚Zürcher Novellen‘ hatte Keller wieder einmal ‚einen anderen Ton anschlagen‘²⁹ wollen. Mit diesem Zyklus hat Keller bewusst Schweizer Identität anhand historischer Begebenheiten erschreiben wollen. Die Belastungen durch das Staatsschreiberamt verzögerten lange das Projekt. Mit Ausnahme des ‚Fähnlein der sieben Aufrechten‘ entstanden diese historischen Episoden nach der Niederlegung seines Amtes. Gezielt rollte Keller mit seinen ‚Novellchen‘ die historische

²⁹ Brief an Hettner, 18. Oktober 1956 in: Helbling, C.: Gesammelte Briefe.

Entwicklung der Schweiz auf, indem er jede einzelne Novelle in verschiedenen Jahrhunderten ansiedelte und das Ganze in eine Rahmenerzählung, angesiedelt im 19. Jahrhundert, einbettete. Und Keller sah dieses Unternehmen durchaus als persönlichen volkspädagogischen Beitrag. Durch die Mischung von historischer Authentizität und freier schriftstellerischer Ausgestaltung bekommt dieser Zyklus eine besondere Stellung in Kellers Werk und hatte auch eine spezielle Auswirkung auf das schweizerische Selbstverständnis. Jedenfalls haben seine Zeitgenossen die Botschaft verstanden. Für die ‚Zürcher Novellen‘ erhielt Keller 1877 die Ehrenmitgliedschaft der Feuerwerker und 1878 die Ehrenbürgerschaft seiner Heimatstadt Zürich.

Im Folgenden möchte ich etwas näher auf drei ausgewählte Novellen und deren historische Einbindungen aus dem Zyklus dieser ‚Zürcher Novellen‘ eingehen. Und zwar auf ‚Hadlaub‘, die im 13. Jahrhundert spielt, auf den ‚Landvogt vom Greifensee‘, welche schweizerische Verhältnisse im 18. Jahrhundert schildert und zum Schluss auch noch auf die offensichtlich politischste Novelle in diesem Zyklus, auf das ‚Fähnlein der sieben Aufrechten‘ mit einer Handlung aus dem 19. Jahrhundert, genauer um 1848, dem Zeitpunkt der Entstehung des neuen Bundesstaates.

3.1.1 Hadlaub

Mit seiner Novelle über die Entstehung der Manessischen Liederhandschrift begibt sich Keller in eine Mischung aus historischen Tatsachen und dichterischer Freiheit in der Erzählung. Sein Exkurs in die Geschichte scheint bei seinen Zeitgenossen vorerst nicht so gut angekommen zu sein. Am Schluss aber gelingt Keller eine gut umrissene Darstellung Hadlaubs und es steht ‚*seine Persönlichkeit ziemlich scharf umrissen vor uns*‘³⁰. Wieder finden wir vorderhand das Motiv der unerfüllten Liebe, die natürlich sowieso Gegenstand des Minnesangs ist. Der junge Hadlaub, der den Auftrag bekommt, die noch vorhandenen

³⁰ Ermatinger, E.: Gottfried Keller. Eine Biographie. Zürich 1990 (1950).

Minnelieder zu sammeln und aufzuschreiben, ergibt sich in eine – zumindest vorerst – unerfüllbare Liebe. Wir haben bereits vorgängig festgestellt, dass dies ein Lieblingsthema Kellers ist. Hadlaub übernimmt seine Liebeserfahrungen aus der literarischen Verarbeitung in den Minneliedern.

Aber es interessieren uns an dieser Stelle weniger die Beziehungsgeschichten in Kellers Novelle, als vielmehr die politischen Hinweise und Andeutungen. Die Novelle schildert den Übergang und den Wandel der mittelalterlich-ritterlichen Gesellschaft in Zürich zu einer bürgerlichen. So treffen gleich zu Beginn der Geschichte, nach einer liebevollen und detaillierten Beschreibung der Zürcher Gegend, der städtische Manesse und der ländliche Ruoff Hadlaub, Vater des späteren Helden, aufeinander. Dabei stellt Keller eine reine alemannische Herkunft der Familie in den Vordergrund:

*„Auch das Kleid war etwas kürzer, als es bei Leuten freien Standes damals zu sein pflegte, was ihr, mit ihren raschen Bewegungen verbunden, ein rüstiges Ansehen verlieh, das wiederum durch einen gewissen alemannischen Liebreiz des hellen Gesichtes gemildert wurde.“*³¹ Diese Stelle und die folgende liebevolle Beschreibung des jungen Johannes Hadlaub weisen auf die Bedeutung der rassistischen Herkunft hin.

Dies war Keller damals wohl noch in einem unschuldigeren Rahmen möglich. Es folgt eine interessante Diskussion über Namensgebungen, was ja bekanntlich für die Identitätsbestimmung und das Selbstverständnis nicht unbedeutend ist. So ärgert sich der alte Hadlaub etwa:

„Statt eines ehrlichen Christennamens, wie sie auf diesem Berge und rings im Lande altherkömmlich sind, Heinz, Kunz, Götz, Siz, Frick, Gyr, Ruoff, Ruegg, hat man dem Buben einen von den neumodischen Pfaffennamen verschafft, Johannes, ohne dass ich weiss, wie es eigentlich gekommen ist. Aber weiter soll es mit dem Pfaffwerden nicht gehen. Es ist mein einziges Kind.“ (...) *„Ei, was die ehrlichen Christennamen betrifft,“* antwortete ihm der Alte lächelnd, *„so seid ihr nicht gut berichtet! Ihr habt als solche lauter wilde alte Heidennamen genannt,*

³¹ Steiner, Gustav (Hrsg.): Gottfried Kellers Werke. Band 5. S. 25

Euren und meinen nicht ausgeschlossen.(...).³² In dieser Diskussion tritt die eigentliche Thematik der Novelle deutlich zu Tage, es ist das Aufeinanderprallen der verschiedenen Traditionen, des ‚ehrlichen Christentums‘ mit dem ‚Neumodischen‘ und dem ‚wildem alten Heidentum‘. Und es wird auch klar, dass das Althergebrachte manchmal auch nicht unbedingt stimmt und deshalb immer wieder neu überdacht werden muss. Die herrschende Gesellschaftsstruktur ist nicht für die Ewigkeit bestimmt. Noch deutlicher wird Keller im Zusammenhang mit dem uralten Spielmann, der den Weg des Johannes Hadlaub kreuzt. Wie sich später herausstellte, war er wohl von adeliger Herkunft, jedenfalls findet Hadlaub den Namen ‚von Kürenberg‘ in seinem Nachlass. In diesem Lichte betrachtet ist die folgende Stelle von grosser politischer Brisanz für Kellers Zeitgenossen:

*‚Dieser alte Spielmann hatte die sonderbare Eigenschaft, dass er seine Herkunft und seinen Namen gänzlich vergessen, wie er sagte seit einem Sturz, den er vor mehr als fünfzig Jahren getan, und es haftete in seinem Gedächtnis auch kein neuer Name, den man ihm gegeben oder um den er gebeten hatte. (...) Alles war ihm bekannt, nur nicht die Namen seiner Eltern, seiner Heimat und sein eigenes Schicksal vor jenem Fall. (...) Fragte Johannes den Alten, für wen er denn so eifrig sammle und spare, so erwiderte er, es könne ihm noch einmal einfallen, wie er heisse und woher er sei, und dann wolle er heimgehen und habe den Seinigen doch etwas mitzubringen.‘*³³ Die Stelle spiegelt Kellers Verständnis vom Weg weg von der alten Gesellschaft und Herkunft, aber doch mit der Option, allenfalls doch noch ein Türchen zurück offen zu lassen, sollte die Zukunft allzu ungewiss werden.

Keller erlaubt sich weitere Seitenhiebe auf die Allmacht der Kirche, die er selber ja deutlich in Frage stellt und als Hindernis auf dem Weg der Entwicklung der Demokratie sieht. Denn auf die Bitte des Heinrich von Klingenberg, der junge Hadlaub solle ihm Abschriften des Gedankengutes seines Vaters geben, der gute Kenntnisse besitze von dem, *‚was ihm als auf den Höfen weit herum von alters her üblich bekannt sei und nicht in*

³² ebd. S. 28f

³³ ebd. S. 86ff

den Rechtsbüchern stehe' ³⁴, antwortet Johannes: , „Das tut er nicht,“(…), „denn er hält es für ein Gemeingut und hält es für ein Übel, dass alles nur in Gotteshäusern aufgeschrieben und bewahrt werde, wenigstens hier.“ ³⁵

Das Zusammentragen und Ordnen der Minnelieder beinhaltet auch den Gedanken, in die Geschichte eine gewisse Ordnung zu bringen. Und der Leser bekommt den Eindruck, dass durch das Ordnen der Lieder, bevor sie gänzlich verloren gehen, mit der Vergangenheit auf eine Weise aufgeräumt werden soll, damit der Schritt in eine andere Zukunft mit einer neuen Gesellschaftsstruktur möglich wird.

Deutlich wird Keller in der Schilderung der Liebesbeziehung zwischen Fides und Johannes Hadlaub. Fides ist von adliger Herkunft, auch wenn sie diese nicht offen darlegen kann und darf. Wegen ihrer ‚unregelmässigen Geburt‘ - sie ging aus einer ausserehelichen Verbindung der späteren Fürstäbtissin und des späteren Bischofs von Konstanz hervor - muss ihr erst eine neue Stellung in der Gesellschaft verschafft werden. Erzogen wird sie von einem Vertreter des Zürcher Stadtpatriziates, von Rüdiger Manesse. Johannes ist bäuerlicher Herkunft, allerdings durch den Einfluss der Kirche und des Adels in eine besondere gesellschaftliche Stellung gehoben worden. Fides und Hadlaub sind Exponenten einer neuen Ordnung, in der die mittelalterliche Ritterwelt, mit der sich Johannes als eine Art Geschichtsschreiber so stark beschäftigt, von der städtisch-bürgerlichen Welt abgelöst ist. Die adligen Geschlechter und Dynastien, zusammen mit den klerikalen Vertretern, vermischen sich so mit dem städtischen Patriziat, bis sie republikanisieren sind. Johannes Hadlaub bekommt von seinem Vater ein Haus in der Stadt geschenkt und *‚Fides zog als Bürgersfrau in die aufstrebende Stadt. Sie war stets heiter und gut beraten und machte am liebsten zuweilen einen raschen Gang auf den nahen Berg, wo die Schwiegereltern noch lange Freude an ihr gewannen.‘* ³⁶ Die mindestens ansatzweise historisch begründete Novelle endet also in der Auflösung der bestehenden gesellschaftlichen Strukturen

³⁴ ebd. S. 39

³⁵ ebd. S. 39f

³⁶ ebd. S. 109f

und läutet eine neue Ära ein. Dies war wohl ganz nach dem Geschmack der neuen liberalen Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

3.1.2 Der Landvogt von Greifensee

Auch die Geschichte des Salomon Landolt, des Landvogts von Greifensee, beruht auf einer historischen Persönlichkeit. Keller hat sich bei der Beschreibung der Hauptfigur vor allem an die Vorgaben des Biographen David Hess gehalten, ja sogar dessen Formulierungen die Person Salomons betreffend weitgehend übernommen, liess Hess anstelle seiner selbst sprechen. *„Es war nicht Bequemlichkeit, die ihn veranlasste, an vielen Stellen dem älteren Gewährsmann wörtlich zu folgen. Vielmehr war es ein Zeichen der Ehrerbietung.“*³⁷

Sie ist ein Spätwerk Kellers, die Geschichte des Junggesellen Salomon Landolt. Von dem einstigen Kämpfer gegen die aus seiner Sicht überflüssig gewordene Aristokratie und Kirche ist im ‚Landvogt vom Greifensee‘ nicht mehr viel zu spüren. Im Gegenteil ist eher eine gewisse Bewunderung über die originale Herkunft und den unkonventionellen Lebenswandel des Landvogts zu spüren. Er hatte, wie früher im ‚Hadlaub‘, eine Persönlichkeit entdeckt, der seine Bewunderung galt.

Auf den ersten Blick ist die Novelle eine Aneinanderreihung der Liebschaften des Salomon Landolt, die alle nicht in der eigentlich gewünschten Vermählung endeten. Trotzdem ist der Landvogt in seinen älteren Jahren nicht vergrämt, sondern eigentlich ehrlich froh darüber, dass eine Heirat nie zustande kam. Ganz offensichtlich hat Keller in diesen fünf Liebesgeschichten versucht, seine eigenen negativen Erfahrungen und erfolglosen Versuche in Sachen Liebe und Vermählung zu verarbeiten. Auch wenn Keller niemals einen so heiter-unbeschwerten Umgang mit der nicht erwiderten Liebe pflegen konnte, so sind gewisse

³⁷ Fehr, K.: Gottfried Keller. S. 113

Parallelen zu seiner eigenen Lebenserfahrung nicht zu übersehen. Nur ist Salomon Landolt von Aussehen und Position her so ziemlich das Gegenteil des kleinen, wortkargen und eher unvorteilhaft wirkenden Gottfried Keller. So sind die Ereignisse, die einer Verheiratung Landolts im Wege stehen, ungleich unbedeutender, ja fast gesucht, verglichen mit den Bindungsproblemen Kellers. Aber es ist offensichtlich, dass Keller im Landvogt seine amourösen Niederlagen verarbeiten wollte.

Nun sind aber eben diese Beziehungserfahrungen der fiktive Teil der Novelle. In der Hess'schen Biographie über Salomon Landolt ist davon nichts zu lesen. Und auch hat Keller in diesen Teilen der Novelle wenig Raum gefunden, sich über politische Zustände zu äussern oder schweizerisch-freisinnige Anliegen aufmerksam zu machen. Es scheint so, dass Keller nach seinen langen Jahren als Staatsschreiber viel an politischem Eifer eingebüsst hatte. Aber auch so flammt sein kämpferischer Geist an einigen Stellen wieder auf. Keller baut seine politischen Botschaften jedoch nur indirekt in die Erzählung ein. So beschreibt er etwa im Kapitel über Figura Leu, wie Salomon zusammen mit Figuras Bruder Martin an einer ‚Veranstaltung für vaterländische Geschichte‘ teilnahm. Keller lässt einen berühmten Vordenker und Bereiter der modernen Schweiz gleich selbst auftreten: Johann Jakob Bodmer. Keller stellt ganz nebenbei sehr fundamentale Überlegungen über den Rechtsstaat an, Probleme, mit denen er sich wohl während Jahren geistig auseinander gesetzt hatte:

„Es waren die Strebsamen und Feuerköpfe aus der Jugend der herrschenden Klassen, die unter diesem Titel in eine bessere Zukunft und aus dem dunkeln Kerkerhause der sogenannten beiden Stände, das heisst des geistlichen und weltlichen Regiments, zu entrinnen suchten. Die Gegenstände der Aufklärung, der Bildung, Erziehung und Menschenwürde, vorzüglich aber das gefährliche Thema der bürgerlichen Freiheit wurden in Vorträgen und zwanglosen Unterhaltungen um so überschwänglicher behandelt, als ja die Herren Väter schon über eine ausschreitende Verwirklichung wachten und die Souveränität der alten

Stadt über das Land ausser Diskussion stand; (...) Hingegen war die Untersuchung, ob das Recht, die Verfassung zu ändern, bei der gesamten Bürgerschaft oder bei der Obrigkeit stehe, ein umso beliebteres Vergnügen, als es nur im Geheimen genossen werden musste, weil der Scharfrichter mit seiner geschliffenen Korrekturfeder dicht bei der Hand war. Wenn die Bürgerschaft, welche von den Herren als eine der schwierigsten bezeichnet wurde, einmal aufbrauste, so wurde jener schnell zurückgezogen, bis das Wetter vorüber war; nachher stand er wieder da, gleich dem Barometermännchen, und die Obrigkeit war wieder das nämliche mystisch-abstrakte Gewaltstier wie vorher, das allein von Gott eingesetzt worden. (...) Der oberste Mentor war der Herr Professor Johann Jakob Bodmer, als Literator und Geschmacksreiniger bereits überlebt, als Bürger, Politiker und Sittenlehrer ein so weiser, erleuchteter und freisinniger Mann, wie es wenige gab und jetzt gar nicht gibt.³⁸

Und plötzlich wird ein so unpolitisch scheinender Text, wie es die Versammlung der Liebschaften des Landvogts von Greifensee zu sein vorgibt, umgewandelt in hochkomplexe politische Überlegungen und teilweise auch in bürgerliche Belehrungen. Bodmer, der Vordenker, erhält noch einen zweiten Auftritt bei Keller, nämlich im Garten der Familie Leu. Dort bespricht er mit seinen Gefolgsleuten *den Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen der Republik Platos und einer schweizerischen Stadtrepublik, wobei er auf alle möglichen Vorgänge zu sprechen kam und allerhand Dummheiten und Unzukömmlichkeiten mit unverkennbaren Seitenhieben bezeichnete*³⁹.

Im Weiteren spricht Keller einen anderen wichtigen Aspekt des Rechtsstaates an, als er den Landvogt zu Gericht sitzen und Recht sprechen lässt. Obwohl ohne juristische Ausbildung und nur durch sein Amt als Landvogt zum Richter ermächtigt, spricht Salomon Landolt, sein Vorname ist Programm, auf eine wohltuend nüchterne und vor allem pragmatische Art Recht. Eine Rechtssprechung nach gesundem Menschenverstand anstelle juristischer Spitzfindigkeiten. Vor allem

³⁸ Steiner, Gustav (Hrsg.): Gottfried Kellers Werke. Band 5. S. 160ff

³⁹ ebd. S. 168

benutzt Keller aber wieder die Gelegenheit, auf Bürgerpflichten und Bürgerrechte aufmerksam zu machen. Wer seinem Staat nicht dient, hat von diesem auch nichts zu erwarten. Dies kommt beim Fall der zwei religiösen Sektierer zum Ausdruck, die *„dem Landvogt den Bürgereid verweigert und sich beharrlich der Erfüllung aller bürgerlichen Pflichten widersetzt“*⁴⁰ haben. Auf deren Klage bei Gericht reagiert der Landvogt mit der Frage *„Wer seid ihr?“*. Nach deren Protest erklärt Keller die staatsbürgerlichen Pflichten erneut:

*„Ich kenne euch dennoch nicht!“ fuhr er kaltblütig fort; „da ihr selbst daran erinnert, wie ihr keine bürgerlichen Pflichten anerkannt habt, so vermag ich euch kein Recht zu erteilen; geht und sucht, wo ihr es findet!“*⁴¹

Vielleicht zeigt die Unmöglichkeit der Bindung, die ja nicht nur von den Frauen, sondern auch von Landolt selbst ausgeht, nicht nur die tragische Parallele zu Kellers Leben. Es kommt am Schluss auch noch die unmögliche Heirat mit der jungen Kammerdienerin dazu, eine Verbindung, die a priori ja schon nicht möglich ist, handelt es sich bei der Zofe doch um einen verkleideten jungen Mann. Möglicherweise ist dieser Klamauk so zu verstehen, dass der alternde und etwas desillusionierte Keller die Möglichkeit von Beziehungen zwischen Menschen prinzipiell in Frage stellen möchte. Und somit auch die Frage in den Raum stellt, ob von allen potentiellen Formen des menschlichen Zusammenlebens, also der politischen Struktur im weiteren Sinne, überhaupt eine möglich oder sogar wünschenswert sei.

3.1.3 Das Fähnlein der sieben Aufrechten

Die Novelle ‚Das Fähnlein der sieben Aufrechten‘ entstand als erste Novelle im Rahmen des Zyklus der ‚Zürcher Novellen‘, nämlich bereits 1861, also im Jahr der Wahl Kellers zum Staatsschreiber. Es ist ganz offensichtlich die politischste und patriotischste Erzählung in diesem Zyklus, ja wohl von Keller überhaupt. Später hat sie Keller in seine

⁴⁰ ebd. S. 224f

⁴¹ ebd. S. 225

‚Zürcher Novellen‘ eingebaut. Allerdings kommentierte er dies in einem Brief an Theodor Storm in folgender Weise: *‚Das Fähnlein, kaum 18 Jahre alt, ist bereits ein antiquiertes Grossvaterstück; die patriotisch-politische Zufriedenheit, der siegreiche altmodische Freisinn sind wie verschwunden, soziales Missbehagen, Eisenbahnmisere, eine endlose Hatz sind an seine Stelle getreten.‘*⁴² Anscheinend hatten die Jahre im Amt des Staatsschreibers und im Grossen Rat einen etwas ernüchterten Keller hervorgebracht. Allerdings war die erste Fassung der Novelle, wenn auch von Herausgeber Auerbach stark abgeändert, eine patriotisch-liebevolle Verklärung der Demokratie in der Schweiz. Keller hatte bei der Einfügung in die ‚Zürcher Novellen‘ viele von Auerbachs Abänderungen wieder rückgängig machen müssen. Trotzdem passte das Werk wohl nicht mehr so ganz in die damalige Realität.

Zwar hat Keller auch im ‚Fähnlein‘ eine Liebesgeschichte mit eingepackt. Der Vermählung von Karl und Hermine wird aber erst nach bestandener politischer Feuerprobe des Karl stattgegeben. Und der Leser, schon ganz an den erzieherischen Stil der Novelle gewohnt, kommt nicht umhin, auch diese Verbindung symbolisch als Verschmelzung der sozialen Schichten zu sehen. Und diese Verschmelzung ist für den modernen Bundesstaat von Bedeutung, will dieser überleben. Aristokratie, die Arroganz der Kirche und Bürgerdünkel haben hier nichts mehr verloren. Auch wenn sich der alte Hediger lange sträubt, weil er und Frymann lieber unabhängig gute Freunde sein wollen statt sich in Gegenschwäherschaft zu verstricken, so willigt er am Ende doch in die Verbindung ein. Für die Väter ist aber weniger die Liebe der Kinder der Einwilligungsgrund, sondern die politische Leistung Karls. Und zu guter Letzt sprechen die beiden Brautleute nicht von ihrer Ehe, sondern von Verfassung, als sie sich unter der wehenden eidgenössischen Fahne küssen: *‚Willst du mich wirklich unter den Pantoffel kriegen?‘ – ‚So sehr ich kann! Es wird sich indessen schon ein Recht und eine Verfassung zwischen uns ausbilden, und sie wird gut sein, wie sie ist!‘*⁴³ Wohl nicht gerade Worte, die sich frisch Verliebte, denen ihre Liebe eben gerade erlaubt worden war, zuflüstern

⁴² Brief an Storm, 25. Juni 1878 in: Helbling, C.: Gesammelte Briefe.

⁴³ Steiner, Gustav (Hrsg.): Gottfried Kellers Werke. S. 325

würden. Aber Sätze, die beim von der jungen Demokratie begeisterten Leser gut ankommen.

Aber es handelt sich ja nicht um eine eigentliche Liebesgeschichte. Das bekräftigt auch Hedigers Frau mit der Bemerkung: *„Ach, ich muss nur lachen, dass das Sprichwort: Schuster bleib beim Leist! auch auf euern Verein anzuwenden ist! Was bleibt ihr nicht bei der Politik, statt euch in Liebeshändel zu mischen?“*⁴⁴ Das ‚Fähnlein der sieben Aufrechten‘ projiziert einen Generationenkonflikt in der schweizerischen Gesellschaft um 1848. Denn im Zentrum stehen die sieben Männer, die sich zu einem Kreis zusammen geschlossen hatten unter einem Motto, das sie sich buchstäblich auf die Fahne geschrieben hatten: *Freundschaft in der Freiheit!* Ihren gemeinsamen Nenner finden sie in ihrer Geschichte und in ihrem politischen Verständnis:

*„Stück für Stück noch im vorigen Jahrhundert geboren, hatten sie als Kinder noch den Untergang der alten Zeit gesehen und dann viele Jahre lang die Stürme und Geburtswehen der neuen Zeit erlebt, bis diese gegen das Ende der vierziger Jahre sich abklärte und die Schweiz wieder zu Kraft und Einigkeit führte. (...) kurz, alle waren von einem unauslöschlichen Hass gegen alle Aristokratie erfüllt, welcher sich seit deren Untergang nur in einen bitteren Hohn verwandelt hatte. Als diese aber später nochmals auftauchte in demokratischem Gewande und mit den alten Machtvermietern, den Priestern, verbunden einen mehrjährigen Kampf aufwühlte, da kam zu dem Aristokratenhass noch derjenige gegen die „Pfaffen“ hinzu;“*⁴⁵ Die sieben Männer sind vorbildliche und integre Repräsentanten der aktuellen Gesellschaft. Ihre Eigenschaften und ihre Einstellungen sind genau die, die in dieser Phase der Entwicklung des Staates gefragt sind. Trotzdem kommen sie nicht umhin, ihre Meinungen laufend zu überprüfen und anzupassen, denn die politischen, gesellschaftlichen und auch wirtschaftlichen Veränderungen ihrer Zeit gehen rasch voran. Und es gilt, Schritt zu halten. In der Auseinandersetzung mit der jungen Generation scheint ihnen dies

⁴⁴ ebd. S. 274

⁴⁵ ebd. S. 260

schliesslich zu glücken, sie finden die Mischung zwischen der Erhaltung der Tradition und der Offenheit gegenüber neuer Entwicklung. Denn sie bilden zwar eine feste, aber keine sture Einheit: *„Diese Wackern hatten sich seit Jahrzehnten aneinander gewöhnt, nannten sich nur beim Vornamen und bildeten endlich eine feste geschlossene Gesellschaft, aber ohne alle andern Satzungen als die, welche sie im Herzen trugen.“*⁴⁶

1848 wurde das erreicht, was Keller und mit ihm seine ‚sieben Aufrechten‘ als Ideal erreichen wollten: der Bundesstaat. Die Zeit der grossen Kämpfe und Auseinandersetzungen war nun vorbei. Klar wird dies am eidgenössischen Schützenfest, dem Symbol des Bundesstaates schlechthin, kamen da doch die Eidgenossen aus allen Gegenden zusammen und demonstrierten ihre Einheit in der Verschiedenheit. Aber nun müssen die Sieben feststellen, *„dass zu einer Fahne ein Sprecher gehöre, wenn man mit derselben aufziehen wolle, und die Wahl dieses Sprechers war es, die das siebenbemannte Schiffelein fast hätte stranden lassen“*⁴⁷. Es stellt sich heraus, dass mit den alten Kampfsprüchen gegen Pfaffen und Aristokraten jetzt buchstäblich kein Staat mehr zu machen ist. Hedigers Sohn Karl, der als angehender Beamter nicht mehr die Tradition des althergebrachten Handwerks vertritt, lebt bereits in einer anderen Welt, in der sozialer Herkunft kein Wert mehr beigemessen wird. An eben diesem Schützenfest zeichnet sich eine Stabsübergabe an die Jugend ab.

Und Karl schafft den Übergang vom Alten zum Neuen. Er rettet die alten Herren, indem er in jugendlicher Unbekümmertheit in die Bresche springt und die Rede für den Kreis der sieben Aufrechten hält. Er meistert den Generationenkonflikt. Diese flammend patriotische Rede, das eigentliche Herzstück der Novelle, bringt das ‚typisch Schweizerische‘ auf den Punkt. Karl geht fast stereotypisch auf alle die Eigenschaften ein, die dem Schweizer im Jahre 1849 lieb und teuer sind. Und Keller bringt auf den Punkt, was die ‚Idee Schweiz‘ bis heute auszeichnet, und genau dies ist seine Leistung beim Erschreiben schweizerischer Identität:

⁴⁶ ebd. S. 261

⁴⁷ ebd. S. 298

„Wie kurzweilig ist es, dass es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern dass es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, sogar zweierlei Basler! Dass es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte; diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft, und erst da, wo die politische Zusammengehörigkeit zur persönlichen Freundschaft eines ganzen Volkes wird, da ist das Höchste gewonnen; denn was Bürgersinn nicht ausrichten sollte, das wird die Freundesliebe vermögen, und beide werden zu einer Tugend werden!“⁴⁸

⁴⁸ ebd. S. 309

4. Nationaldichter wider Willen (Schlussfolgerungen)

Mit dem Namen Gottfried Keller verbinden sich also sehr viele der sogenannten Schweizer Tugenden, und ohne Zweifel ist Keller einer der Hauptverantwortlichen an diesem ‚Erschreiben‘ der Schweizer Identität für den jungen Bundesstaat im 19. Jahrhundert. Und trotzdem würden wohl die wenigsten Schweizerinnen und Schweizer Gottfried Keller als einen Nationaldichter benennen. Eigentlich müsste Keller als einer der bedeutendsten ‚Schweizermacher‘ in den Köpfen der Bevölkerung verankert sein. Dies ist aber nicht der Fall. Wenn Keller überhaupt noch als Schweizer Autor in der Allgemeinheit bekannt ist, dann vielleicht eher als Kontrahent von Jeremias Gotthelf, der zwar lange als ‚Heimat- oder Bauerndichter‘ verkannt wurde, dadurch aber auch heute noch ein viel grösseres Identifikationspotential besitzt. Gotthelf-Verfilmungen sind legendär, waren zu Zeiten der Bedrohung während des Zweiten Weltkrieges beispielsweise Teil der sogenannten ‚Geistigen Landesverteidigung‘, so wie dies auch Tell-Verfilmungen waren. Kellers Werke, wenn sie dann überhaupt verfilmt wurden, haben es nie zu einer solchen Kraft gebracht.

Vergessen wir darob halt nicht die Probleme der Identifikation mit dem Begriff ‚Schweiz‘, die Keller selbst eben schon hatte. Keller machte wichtige Unterschiede zwischen ‚Nation‘ und ‚Volk‘ (*siehe Kapitel 1*), und so sehr er ein politischer Patriot war, so sehr sah er auch die ‚Natio‘ als Teil des grossen deutschen Sprachraumes. Dies wird – damals wie heute – häufig auch missverstanden. So wird ihm die Stelle in seinem Gedicht ‚Gegenüber‘⁴⁹ heute noch oft übel genommen:

(...)

„Wohl mir, dass ich dich endlich fand,

Du stiller Ort am alten Rhein,

Wo ungestört und ungekannt

Ich Schweizer darf und Deutscher sein!

(...)

⁴⁹ Gottfried Keller, sämtliche Werke in sieben Bänden. Band 1, S. 496f

In seinem Band über Gottfried Keller schildert Georg Lukacs das Problem folgendermassen⁵⁰:

„Es scheint also, dass wir in Keller einen Schweizer Nationaldichter vor uns haben, dessen Eigenart aus seiner Zürcher Bodenständigkeit abgeleitet und verstanden werden muss. Keller hat gegen eine solche Auffassung Zeit seines Lebens aufs schärfste protestiert. Am Anfang der ersten Fassung des ‚Grünen Heinrich‘ steht eine aufschlussreiche Auseinandersetzung des Helden mit dem demokratischen Feuerbachschüler, dem süddeutschen Grafen. Der Held (und durch seinen Mund Keller) bekennt sich leidenschaftlich zum demokratischen Republikanismus der Schweiz, ist bereit, deren Unabhängigkeit von Deutschland mit seinem eigenen Leben zu verteidigen. Auf die Frage jedoch, ob er dann ein Anhänger einer Schweizer Nationalliteratur, einer Schweizer nationalen Kultur sei, antwortet er (und auch hier mit ihm Keller) folgendermassen: ‚Es gibt zwar viele meiner Landsleute, welche an eine schweizerische Kunst und Literatur, ja sogar an eine schweizerische Wissenschaft glauben. Das Alpenglühn und die Alpenrosenpoesie sind aber bald erschöpft, einige gute Schlachten bald besungen. Und zu unserer Beschämung müssen wir alle Trinksprüche, Mottos und Inschriften bei öffentlichen Festen aus Schillers Tell nehmen, welcher immer noch das Beste für dieses Bedürfnis liefert.‘ Wissenschaft und Literatur brauchen nach Keller das weite Feld der grossen Zusammenhänge. Jeder Teil der Schweiz gehört mithin literarisch zu jenem grossen Land, mit welchem er sprachlich und der geistigen Kultur nach verbunden ist: zu Deutschland, Frankreich, Italien.“

Tatsächlich, auch heute noch wird Schiller herangezogen, wenn es darum geht, die patriotischen Gefühle der Schweizerinnen und Schweizer zu wecken. Das hat Keller zu seiner Zeit schon so gesehen und kann sich selber gar nicht in der Rolle des Nationaldichters denken. Er möchte keine ‚schweizerische literarische Hausindustrie‘, er sieht sein Schaffen als Teil

⁵⁰ Lukacs, Georg: Gottfried Keller. S. 24f

der deutschen Literatur. Er ist zwar ein Schweizer Demokrat, aber ein deutscher Literat – eine klare Trennung zwischen Volk und Nation!

Nationaldichter wollte Keller selber ganz bestimmt nicht sein. Auf offene Art und Weise dachte er über die kulturellen Beziehungen zu den Nachbarländern und für ihn war wichtig festzuhalten, dass die Kunst keine Landesgrenzen kenne. Er selber *wetterte auf heftigste gegen die Pflege der sogenannten Nationalliteratur, gegen ‚Volksgedichte‘, ‚Volksromane‘, ‚patriotische Gefühlseisenfresserei‘, ‚schweizerische literarische Hausindustrie‘. Sehr unwirsch fuhr er auf, wenn man ihn als ‚spezifisch schweizerische Literatursache‘ behandelte. ‚Denn bei allem Patriotismus verstehe ich hierin keinen Spass und bin der Meinung, wenn etwas herauskommen soll, so habe sich jeder an das grosse Sprachgebiet zu halten, dem er angehört.‘*⁵¹ Auch mit Mundartdichtung hatte er ganz und gar nichts am Hut und betonte die Wichtigkeit einer gemeinsamen Standardsprache.

Wenn wir also die Antwort auf die Fragestellung in der Kapitelüberschrift bei Keller selbst suchen, so kann er unmöglich ein Schweizer Nationaldichter sein, obwohl er als fast einziger dafür in Frage käme. Andere über die Landesgrenzen hinweg bekannt gewordene Schriftsteller, wie beispielsweise Dürrenmatt oder Frisch, lebten dafür in der ‚falschen‘ Zeit, in einer Zeit, in der das Nationalbewusstsein durch die Literatur eher in Frage gestellt als weiter gefördert wurde, und diese beiden hätten das Attribut der Nationalliteratur wohl sowieso weit von sich gewiesen. Aber auch Keller will davon nichts wissen. Er produzierte zwar politische Literatur, aber keine Nationalliteratur. Das müssen wir wohl respektieren, auch auf die Gefahr hin, dass die Schweiz damit halt gänzlich ohne Nationalliteratur bleibt. Auch Jeremias Gotthelf und Conrad Ferdinand Meyer kommen nicht in Frage. Gotthelf hat zwar in der Bevölkerung bestimmt die stärkste Verankerung, aber trotz dem weltliterarischen Charakter seiner Literatur ist er doch eher ein Volks- denn ein Nationaldichter. Seine Mission sieht er nicht in der Errichtung und

⁵¹ Zäch, Alfred: Gottfried Keller. S. 15

Erhaltung einer schweizerischen Demokratie, er ist der Pfarrer, der vorab in seiner Dichtung eine Art verlängerte Predigt sieht. Als Pfarrer sieht er sich als Hirte seiner Gemeinde und nicht als politischer Anführer. Auch Meyer passt nicht in die Figur des politischen Führers, dazu ist Meyer viel zu stark seiner aristokratischen Herkunft und somit seiner Klasse verpflichtet. Demokratisches Bewusstsein scheint ihm ganz ab zu gehen: das kann sich ein Schweizer Nationaldichter nicht leisten.

Und doch: Wenn wir an den Begriffen des Nationaldichters und der Nationalliteratur festhalten wollen – was für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts auch durchaus Sinn macht – dann ist Keller für die Schweizer Nationalliteratur bestimmt an erster Stelle zu nennen. Er ist der gute Geist und der scharfe Beobachter dieser jungen Nation. Oder wie A. Zäch⁵² dies beschreibt:

„In Dingen der allgemeinen Kultur nach allen Seiten aufgeschlossen sein, in der Politik an schweizerischer Freiheit und Selbstbestimmung festhalten, die Eigenart der Heimat und ihrer Bewohner von ganzem Herzen lieben, aber ihre Fehler nicht übersehen oder in Tugenden verwandeln – das ist Kellers vaterländisches Bekenntnis, und in diesem Sinne dürfen wir ihn allezeit als den guten Genius der Schweiz anrufen.“

⁵² Zäch, A.: Gottfried Keller. S. 16

Literaturverzeichnis

Primärtexte

- Steiner, Gustav (Hrsg.): Gottfried Kellers Werke. Zürcher Ausgabe. Zürich: Diogenes Verlag 1978.
- Böning, Thomas; Kaiser Gerhard; Kauffmann, Kai und Müller, Dominik: Gottfried Keller, sämtliche Werke in sieben Bänden. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1989.
- Fränkel, J., Helbling, C (Hrsg.): Sämtliche Werke. Auf Grund des Nachlasses besorgt und mit einem wissenschaftlichen Anhang versehene Ausgabe. Erlenbach-Zürich, München, Bern und Leipzig 1931 bis 1949.
- Helbling, C (Hrsg.): Gottfried Keller. Gesammelte Briefe. In 4 Bänden. Bern: Benteli Verlag 1950 bis 1954.

Verwendete Sekundärliteratur

- Brunner, Otto; Conze, Werner; Koselleck, Reinhart: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Band 7. Stuttgart: Klett-Cotta 1992.
- Camartin, Iso u.a.: Die vier Literaturen der Schweiz. Herausgeber: Pro Helvetia. 1. Auflage. St. Gallen: Stehle Druck 1995.
- Calgari, Guido: Die vier Literaturen der Schweiz. Aus dem Italienischen übersetzt von Erika Tobler. Titel der Originalausgabe: Storia delle quattro Letterature della Svizzera (Milano 1958). Olten: Walter-Verlag 1966.
- Kriesi, Hans Max: Gottfried Keller als Politiker. Huber: Frauenfeld und Leipzig 1918.
- Lukacs, Georg: Gottfried Keller. Berlin: Aufbau-Verlag 1947.
- Zäch, Alfred: Gottfried Keller. Schweizer Heimatbücher. Bern: Paul Haupt 1945.
- Fehr, K.: Gottfried Keller. Aufschlüsse und Deutungen. Bern und Münschen: A. Francke Verlag 1972.
- Selbmann, Rolf: Gottfried Keller. Romane und Erzählungen. Berlin: Erich Schmidt Verlag 2001.
- Breitenbruch, Bernd: Gottfried Keller in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1968.

Verwendete Nachschlagewerke

- Metzler Autoren Lexikon. 2. Auflage. Stuttgart, Weimar: Verlag J. B. Metzler 1997
- Jens, Walter (Hrsg.): Kindlers Neues Literatur Lexikon. Studienausg. München: Kindler 1988.
- Schweikle, Günther und Irmgard: Metzler Literatur Lexikon. Begriffe und Definitionen. Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1990.
- Meid, Volker: Sachwörterbuch zur deutschen Literatur. Stuttgart: Reclam 1999.
- Schlosser, Horst Dieter: dtv-Atlas zur deutschen Literatur. Tafeln und Texte. 6. Aufl. 1994. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1983.